

Ich bin Ihr Flugbegleiter, gnädige Frau!

Die leichtfertige Abgründigkeit des modernen Subjekts

Verehrte Damen, geehrte Herren,

weiß Gott, was Sie zu diesem Vortrag getrieben hat. Mag sein, daß es die Frivolität des Titels war. Wenn dem so sein sollte, dürfen Sie später nicht sagen, Sie seien nicht vorgewarnt worden. Einen Augenblick habe ich geschwankt, ob ich statt dieses schillernden Titels einen Vortrag über die »Volatilität des Subjektbegriffs« hätte ankündigen sollen, aber ich muss gestehen, dass ich mir vor langer Zeit gelobt habe, solche Wörter wie *Subjektbegriff* zu vermeiden. Und weshalb? Weil ich darin nichts Selbstverständliches, sondern nur eine Falschmünzoperation entdecken kann, die nur deswegen nicht auffliegt (also sich in ihrer Volatilität zu erkennen gibt), weil wir alle daran teilhaben, weil wir Gründe behaupten, wo wir über Abgründiges reden sollten. Nun ist, wenn man von der *Volatilität* dieses oder jenes Dinges redet, die Sache selbst schon aufgefliegen – und so pfeifen's uns die Spatzen von den Dächern herab, dass das Subjekt eine Einbildung ist und nur auf Grund einer Zuschreibung existiert. Das, meine lieben Zuhörer, wird auch Ihnen längst *common sense* sein. Was mich an dieser akademischen Konvention so verwundert – nicht minder übrigens, als mich dieser schräge Vogel von *autonomen Subjekt* ehemals irritiert hat – ist die Leichtigkeit, mit der sich das dahinsagen lässt: das Subjekt existiert nur aufgrund einer Zuschreibung. In gewisser Hinsicht kommt mir dieses Diktum wie eine Rechtfertigungslehre für die Soziologie vor, die sich vom Subjekt gelöst hat und sich nurmehr mit den *feinen Unterschiede*, also der Taxonomie der Zuschreibung

beschäftigt. Denn damit ist das philosophische Problem des Subjekts aus der Welt, kann man es andererseits (wie die Null in der Mathematik) als widerstandsloses Objekt in den Dienst nehmen. – Freilich: diese theoretische Spitzfindigkeit wiegt wenig im Vergleich zu dem praktischen Vorteil, den dieser Satz mit bringt. Denn in angewandter Form ließe er sich mit dem alten Gesellschafts-Kalauer paraphrasieren: *Ist der Ruf erst ruiniert, lebt sich's gänzlich ungeniert*. Wenn das, was ich bin, nur eine Art Gesellschaftskostüm ist, kann ich mir jedes beliebige andere Kostüm überziehen, steht es mir frei, FrauMannHip oder was immer zu sein... Womit aus der Volatilität der blanke Voluntarismus geworden wäre... das, was man heutzutage *identity politics* nennt. Nun würde ich meinerseits den Gehalt dieses Satzes gar nicht anzweifeln und mit irgendeiner Spielart des Substantialismus aufwarten wollen. Im Gegenteil: das, was mir vorschwebt, ist vielmehr, diesen Satz so zu nehmen, wie er da steht. Wenn von *Zuschreibung* die Rede ist, so ist damit gesagt, dass das Subjekt eine Größe ist, die im Kontext der Schrift erscheint – und folglich als eine Letter zu lesen ist. So besehen ist die Frage, die ein Bourdieu gestellt hätte, nämlich nach der *Art der Zuschreibung*, eine nachgeordnete, muss man sich zunächst klar darüber sein, welche Schrift denn überhaupt benutzt wird. Und zum zweiten: ob der, der da schreibt, tatsächlich im vollgültigen Sinne der Autor dessen ist, was er schreibt – ja ob es überhaupt legitim ist, sich als einen *Meister der Schrift* auszugeben. Mag sein, dass Ihnen dieser Einwand kasuistisch vorkommt – für mich indes ist es der Ausgangspunkt meines Fragen. Tatsächlich bin ich nachgerade davon überzeugt, dass unsere Meisterschaft auf diesem Gebiet ein bloß scheinbare ist. Und nicht bloß, weil man mit der Schriftstellerei die Kunst des Scheiterns erlernt, als vielmehr, weil der Schrift selbst einer Art Lebenslüge, ein *proton pseudos* innewohnt. Lassen Sie mich, um dies schnell und gründlich zu demonstrieren, zu einer Art 1000-Dollar-Frage schreiten. Was, so könnte ich sie fragen, ist die Bedeutung dieses Zeichens? Ein

großes A, werden Sie sagen. Und wenn wir es auf den Kopf stellen? Dann sehen wir die Bedeutung des Zeichens, bevor es ins alphabetische Typenrad gezwängt worden ist. Nicht mehr das A, sondern die Alphabestie, den Ochsen im Joch.

Mir liegt mir keineswegs daran, Sie bei irgendeiner Unwissenheit zu ertappen. Ich war Mitte dreißig, als ich begriff, dass die Schriftzeichen nicht vom Himmel gefallen sind – sondern eine animalische, bildhafte Geschichte haben – und dass dieses Geschichte, auch wenn sie abgespalten ist, in untergründiger Form, als *Unterbewusstes*, in der Schrift pulsiert. Die abendländische Naturphilosophie, der Logos der Philosophen und die Logik des Aristoteles – all dies basiert auf der A-Logik des auf den Kopf gestellten, vergessenen Stiers. Damit aber ist die Schrift ihrerseits eine kollektive Illusion: das genaue Gegenstück dessen, was die Geldillusion für unsere Tauschbeziehungen ist. So besehen basiert auch unsere Schrift, dieses Megasubjekt, auf einer Zuschreibung: der Vorstellung nämlich, dass die Zeichen rein und himmlisch sind, vor allem aber: nicht kontaminiert von der Vergänglichkeit des Irdischen. Dies ist, um es zu wiederholen, eine eigentlich metaphysische Zumutung – und so würde ich mich zu der Behauptung versteigen, dass wir, wo immer wir im Paradigma der Schrift operieren, als gleichermaßen *volatile* wie *abgründige Geschöpfe* in Erscheinung treten, als Engel, Damen, Flugbegleiter. Wenn dem so ist, werden Sie verstehen, dass mir ein solche leichtfertig in die Welt gesetzte Zuschreibungslogik verdächtig vorkommt, gehe ich doch grundsätzlich davon aus, dass man hier eine metaphysische Problematik am Hals hat.

Lassen Sie uns nun, nach dieser langen Vorrede, endlich dem abgründigen Helden des Vortrags widmen, dem, was wir das *Subjekt* nennen. Im landläufigen Sinne würden wir uns wohl, wenn wir die Geburtsstunde dieses Herrn festlegen sollten, uns schnell auf die Renaissance einigen können. Auf den Bildern dieser Zeit

erscheinen Typen, die unseresgleichen zu sein scheinen, und weil dem so ist, werden unsere Sonntagsredner nicht müde, die Humanisten, unsere nächsten Verwandten, als unseresgleichen zu preisen. Nun zeigt uns diese Zeit einen Menschen-Versuch, der mir wie eine Exemplifizierung des Satzes scheint, dass das Subjekt nicht als solches, sondern aufgrund einer Zuschreibung existiert. Die Geschichte ist schnell erzählt. Der Autor dieses Versuches ist Filippo Brunelleschi, der »Erfinder« (denken Sie sich einmal relativierende Anführungszeichen hinzu) der Zentralperspektive. Der, dem er seine Lektion zugeteilt hat, ist ein Florentiner Intarsienmaler, allseits als »der Dicke« bekannt. Wenn Sie sich vor Augen halten, was der Einsatz ist, um den es geht (nämlich die Substanz dessen, was wir für unser Ureigenstes halten), ist sowohl der Dicke gut gewählt als auch der Umstand, daß es sich um einen Intarsienmaler handelt, um einen Handwerker-Künstler also, der das Innere von Tischen udgl. ausgestaltet – mit Tabernakeln, Schatzkästlein usw. Was nun soll dem guten Mann widerfahren? Es beginnt, zunächst einmal, mit einer kleinen Irritation. Jemand begrüßt ihn, aber mit einem Namen, der nicht der seine ist. Nun, das kann passieren, sehr viel merkwürdiger jedoch ist, daß auch seine Frau, als er des Abends nach Hause kommt, ihn mit diesem Namen anspricht und sich weigert, ihm die Tür zur eigenen Wohnung zu öffnen. Er beginnt zu randalieren – was wiederum eine Wache auf den Plan ruft. Auch diese spricht ihn mit einem fremden Namen an und sucht ihn zur Raison zu bringen – aber unser Dickerchen ist so verstört von den Vorgängen, daß er sich nicht beruhigen kann. Er wird auf die Wache geführt – und für eine Nacht eingebuchtet. In der Zelle wiederum erwartet ihn ein Mithäftling, der ihn als Anderen zu kennen scheint; das gleiche gilt auch für den Richter, dem er vorgeführt wird – Und ganz allmählich beginnt unser Dicker nicht nur an der Welt, sondern an sich selber zu zweifeln, was, wie wir leicht denken können, der Zweck der Übung war. – Jetzt aber, lieber Herr Burckhardt, so könnte man mir entgegen, haben Sie selbst die

Schlüsselgeschichte geliefert, die das Subjekt als einen Zuschreibungsakt enthüllt. Gewiss, aber wenn Sie sich erinnern, habe ich ja nicht den Satz als solchen in Zweifel gezogen, sondern den Umstand, daß man sich der innewohnenden Schriftproblematik entzieht. Welcher Art aber ist die Schrift, der Brunelleschi sich hier bedient? Was ist der Code, den dieser Menschen-Versuch, um zu glücken, voraussetzt? Wenn Sie die Voraussetzungen des Schwindels analysieren, so wird Ihnen nicht entgehen, daß dieser Versuch nur deswegen glückt, weil a) ein zentralperspektivisches Arrangement vorliegt (was ja, dies nebenbei gesagt, die Logik der Paranoia ausmacht), und b) weil Brunelleschi seine Mitspieler auf die Logik dieses Setting hat einstimmen können. Dies aber bedeutet, daß das, was das »Subjekt« ist, nicht nur ein Schriftzeichen, sondern eine Kollektivangelegenheit, darüber hinaus gesellschaftsfähig ist. Wäre es anders, hätte Brunelleschi schwerlich verständige Mitspieler finden können. Wenn es Brunelleschi also gelingt, seinem Dicken klarzumachen, daß das Subjekt eine Zuschreibung ist, so deswegen, weil seine Mitspieler allesamt, im psychischen Sinn, schon dem neuen Projekt der Zentralperspektive huldigen. Schon diese Feststellung ist einigermaßen bemerkenswert, macht sie doch klar, daß es sich bei der Zentralperspektive nicht um eine malerische Technik, sondern um eine soziale Organisationsform, oder wie ich sagen würde: eine kollektive Bildungsmaßnahme handelt. Hier freilich tut sich ein Grundwiderspruch auf. Denn vor diesem Hintergrund zeigt sich das »Subjekt« alles anderes als autonom, vielmehr Teil jenes gesellschaftlichen Projektes, als dessen Ausdruck nur Portrait und Zentralperspektive in Erscheinung treten. Nur weil die Zentralperspektive eine soziale Organisationsform ist, kann Brunelleschi auf Mitspieler rechnen. Wie aber lässt sich das soziale Projekt, das dahinter steht, genauer bezeichnen? Und was ist die Botschaft, welche die Mitspieler mit ihrer Bereitschaft aussenden, an dem Schauprozess gegen den Dicken teilzunehmen? Die einfachste Antwort darauf wäre: dem Dicken soll signalisiert werden, daß

seine Weltsicht, diese in sich ruhende, bräsige Substanzgewissheit, hoffnungslos obsolet ist. Magst Du, so lautet die unausgesprochene Botschaft, daran glauben, daß der Wert einer Sache in sich selber ruht, magst Du glauben, daß du ein- und derselbe bleibst, so wissen wir, daß der Wert einer Sache wie die Identität einer Person auf einer gesellschaftliche Verabredung beruht – und um dir dies zu belegen, erteilen wir Dir diese Lektion. Und indem wir Dir diese Lektion vor Augen führen, belegen wir uns, daß wir eingeweiht sind in die Wandelbarkeit des menschlichen Stoffs. Während Du der Substanzideologie aufsitzt, haben wir begriffen, daß die Stoff, aus dem die Menschen sind, eine Metapher ist, also wandelbar. Wir können, das ist die Botschaft (oder die Drohung je nachdem), wir können auch anders. – Tatsächlich führt uns Brunelleschis Menschenversuch in den Kernbereich dessen, was Humanismus und Renaissance als Ihr Eigenstes erachteten (und was wenig mit jenen nachträglichen Idealisierungen zu tun hat, an die wir uns so gewöhnt haben). Pico della Mirandola, den man als den philosophischen Ghostwriter des Brunelleschi-Versuchs sehen kann, setzt nicht zufällig die *Würde des Menschen* eins mit seiner Wandlungsfähigkeit: Der Mensch ist ein Chamäleon. – Um diese Wandlungsfähigkeit, die das Substrat des Subjektbegriffs darstellt, zu kennzeichnen, hat die Renaissance nun einen Begriff gewählt, der so aufschlussreich ist, daß er hier nicht unerwähnt bleiben soll: die *virtù*. Die *virtù* bezeichnet die abstrakte Potenz, den Handlungsraum, der dem Renaissancemenschen zu Gebote steht – das, was man heute noch, auch wenn dies von der Welt des Computers zunehmend absorbiert wird, als »virtuell« bezeichnet (was ja die klassische philosophische Sprachregelung ist). Interessanter jedoch wird die Bedeutung des Wortes, wenn man sich vor Augen hält, daß die *virtù* sich gegen die mittelalterlichen *virtutes* absetzt, also die Tugenden. Dass man den Begriff solcherart usurpiert, ist nun keineswegs zufällig, sondern Ausdruck eines geistigen Konflikts: zwischen der Tugend, die an eine Substanz (an ein so und so

geartetes Handeln) gebunden ist, und einer Tugend, die mit dem verfügbaren Möglichkeitsraum in eins gesetzt (strenggenommen also demoralisiert) wird. Subjekt ist fortan nicht mehr, wer diesem oder jenem Register folgt, wer fleischlos lebt, keusch und sittenfromm, sondern wer, im Jenseits von Gut und Böse, zwischen den verschiedenen Registern zu wählen vermag. Hier, wenn Sie so wollen, entsteht das kraftstrotzende, zwischen Zynismus und Lebensfreude oszillierende Bild des Renaissancemenschen. – Nun ist, wie Brunelleschis Versuch lehrt, die *virtù* keineswegs eins mit wirklicher Freiheit – denn über alldem steht das Gesetz der Zentralperspektive, jene Logik, welche die Mitspieler eint. Nur allzusehr ist man geneigt, dieses Gesetz zu vergessen. Gleichwohl ist es eine Allgemeinverbindlichkeit: eine Art Omnibus, in den es einzusteigen gilt, will man seine Subjekt-Prätention durchsetzen. Wenn der dicke Intarsienmaler zum Opfer dieses Gesetzes wird, so deswegen, weil die Art seiner Subjekt-Prätention hier nicht mehr als Entréebillet akzeptiert wird. Damit aber kommen wir endlich zur Schrift, die man benutzt, wenn man eine Subjekt-Zuschreibung vollzieht. Zweifellos handelt es sich nicht mehr um eine gottgegebene, also heilige Schrift, sondern um einen menschlichen Code (der freilich, schon um sich nach außen zu legitimieren, die transzendentalen Energien begierig aufgesogen hat). Ich würde, um diese Schrift zu charakterisieren, vom *Code der Repräsentation* sprechen. – Dieser Code umfasst alle Lebensbereiche, die Politik, Geld, Mathematik, Philosophie, gesellschaftliche Organisationsformen, Jurisdiktion – zudem gehen seine Anfänge weit in die mittelalterliche Gesellschaft zurück. Es würde den Rahmen dieses Vortrages sprengen, wenn ich versuchen würde, die Geschichte der Repräsentation zu erzählen. So will ich mich an dieser Stelle mit der Behauptung begnügen und dem merkwürdigen Bedeutungswandel, den auch die *repraesentatio* erlebt hat. Wurde *repraesentatio* im 12. Jahrhundert verstanden als das »Verzeichnis der geretteten Seelen im Buch des Lebens im Himmel«, so erlebt dieses Himmelsbuch eine

langsame Degeneration, werden die *happy few* zunehmend als Diesseitige begriff und bleibt schlussendlich, in der Philosophie eines Thomas Hobbes, die Logik der Stellvertretung übrig. – Freilicht kommt es in diesem Kontext ja auch gar nicht darauf an, diesen geistigen Binnenraum im Detail zu beschreiben, sondern geht es mir vielmehr um die Frage, ob die Kultur auf der Höhe dieser Schrift operiert hat. Im Grunde müsste schon der Brunelleschi-Versuch Anlass zu Zweifeln geben: ist zu mutmaßen, daß die Kollaborateure sich hier vor allem an der Verstörung des Dicken ergötzt und ansonsten ihre eigene Freiheit und Überlegenheit ausgekostet haben. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist ihnen nicht in den Sinn gekommen, daß die Apotheose dieser Freiheit bezahlt werden muss, und zwar dadurch, daß der Einzelne seine neugewonnenen Freiheit in den Dienst eines räderwerkartigen Geschehens stellt, ja, daß nur diese Unterordnung die Freiheit des Subjektes garantiert. Nun ist dies alles andere als eine abstrakte Erwägung, vielmehr die *conditio sine qua non* dieses Versuchs. Mag ich frei sein, mir diese oder jene Rolle auszuwählen, so bin ich doch genötigt, im Verbund mit allen anderen zu agieren, Rädchen im Getriebe zu sein. Hätte sich nur ein einziger Mitspieler, vom Mitleid geleitet, dazu hinreißen lassen, zu extemporieren oder sich sonstwie von der vorgegebenen Bahn zu entfernen, wäre der Versuch notwendigerweise gescheitert. Hier nun erhebt ein neuer Souverän sein Haupt, wird klar, daß der Renaissancemensch, das Urbild des autonomen Subjekts, noch immer *sub-iectus*, also der Unterworfene, ist – nur daß er nicht mehr dem höchsten Gott, sondern einer diesseitigen Ordnung untersteht: dem Räderwerk, der Zentralperspektive, dem Code der Repräsentation.

Eine der großen Sonderbarkeiten unserer Kultur, so sonderbar wie die Tatsache, daß wir blind sind für das Bild des Ochsen im Aleph, ist die Tatsache, daß die Schrift, mittels derer die Zuschreibung erfolgt, nicht mitgedacht wird. Und diese

Blindheit gilt keineswegs nur für Einzelne, sie gilt für die Gesellschaft überhaupt. Welche Körperschaft auch immer Sie auf ihren Anfang befragen, stets bekommen Sie es nicht mit der Logik der Zuschreibung, sondern mit einem Ursprungsmythos zu tun. Ein Beispiel: Wenn wir beispielsweise Descartes zur Initiale der neuzeitlichen Philosophie (und auch des neuzeitlichen Subjekts) machen, so unterschlagen wir, daß das zentrale Triebwerk seines Denkens, der Räderwerk-automat, ein Produkt des 13. Jahrhunderts ist – daß also Descartes, strenggenommen, sich um vier Jahrhunderte verspätet. – Ganz zweifellos scheint hier soetwas wie ein tiefgreifendes, fast unbewusstes Interesse am Ursprungsmythos zu walten. So besehen könnte man durchaus geneigt sein, dem Schlegelschen Diktum zu folgen, daß der Historiker ein rückwärts gewandter Prophet sei. Begreifen wir diese Form der Geschichtsschreibung als eine Form der retroaktiven Prophetie, so enthüllt sich das Diktum, wonach *das Subjekt eine Zuschreibung* ist, als eine Form des Wunschdenkens. Wir *wünschen* uns, daß dem so sei, und wir wünschen uns, daß wir es sind, die diese Zuschreibung vollziehen – und zwar frei und nach eigenem Gutdünken.¹ Damit aber ist der Mechanismus beschrieben, der unseren Irrtümern zugrundeliegt: daß wir nicht von der Schrift, sondern vom Schreibenden ausgehen. Das bringt uns zur Logik, obwohl die Logik ein missverstandenes Alphabet ist, das bringt uns zu Descartes, obwohl Descartes ein falsch verstandener Räderwerkautomat ist – und das bringt uns, ganz allgemein gesagt, zu der Kalamität, daß sich die Chimären der Metaphysik in unsere Alltagsvernunft einschleichen, diese schrägen Vögel, für die es bei Licht

¹ Selbst wo es darum geht, das Arcanum der Schrift ins Licht zu bringen, wiederholt sich dies. Eines der großartigen philosophischen Werke, das ich gelesen habe, war Foucaults *Ordnung der Dinge*, und doch ist dieses Buch in all seiner Großartigkeit auch eine großartige Verirrung. Denn als ich begonnen habe, mich mit dem Code der Repräsentation zu beschäftigen, stand, als Gegenstand nicht enden wollender Überraschung, die Frage, warum Foucault die Geschichte der Repräsentation im 17. Jahrhundert beginnen läßt, warum er die Logik des Spiegels mit einem Bild des 17. Jahrhunderts anheben läßt, obwohl der Spiegel bereits im frühen 15. Jahrhundert erscheint und der Begriff der *repraesentatio* schon die Scholasten des 12. Jahrhunderts umtreibt.

besehen eigentlich keine Rechtfertigung gibt. (Versuchen Sie einmal, einem Juristen zu erzählen, daß eine GmbH der diesseitige Erbe des Christuskörpers ist... Er wird sie entgeistert anlächeln, aber das ihn nicht hindern, Ihnen fünf Minuten einen Vortrag darüber zu halten, was es mit dem juristischen Grundsatz von *Treu und Glauben* auf sich hat...)

Aber wer sagt eigentlich, daß es bei Identitätsfragen darum geht, die Dinge im rechten Licht zu sehen? Ist es nicht vielmehr sehr viel wahrscheinlicher, daß wir es hier mit konstitutiven Mißverständnissen, Fehlleistungen und Überblendungen zu tun hat, dem, was man ehemals den *allgemeinen Verblendungszusammengang* genannt hat. Vielleicht, das jedenfalls ist die Überzeugung, zu der ich zunehmend gelangt, ist die Nicht-Einsicht in den Sprachcharakter des Subjekts überhaupt die Bedingung dafür, daß sich das Subjekt als solches begreifen kann. (Vielleicht kann man zum Logiker nur werden, wenn man die Erinnerung an die Alphabestie vollkommen verdrängt hat.) In diesem Sinne wäre die Subjektillusion das genau Äquivalent dessen, was das Geldillusion für unsere Tauschbeziehungen ist. Wir wissen allesamt, mehr oder weniger, daß jenes Objekt, dem ein Großteil unseres Strebens gilt, nicht wirklich existiert, daß also hinter dem Zeichen, das einen Wert repräsentiert, kein wirklicher Substanzwert mehr steckt. Und doch bedeutet uns Geld, insofern wir allesamt daran glauben, die Härte schlechthin. Und indem wir allesamt daran glauben, verwandelt sich die Illusion in das Reale. – Kulturell gesehen ist das ungeheuerlicher Vorgang: denn hier formiert sich eine Gesellschaft von Menschen (die einander nicht kennen und nicht kennen können) über eine gemeinsam geteilte Illusion. Quasi aus dem Nichts erhebt sich die Unwahrscheinlichkeit par excellence: eine frei schwebende Konstruktion. Vor diesem Hintergrund könnte ich meine despektierliche Bemerkung über die schrägen Vögel der Metaphysik einfach umdrehen: könnte man in eine Art der

Bewunderung, eine Art himmlischer Ehrfurcht vor diesen engelischen Wesen verfallen. Um daraufhin, wenn die Andacht einem nüchternen Blick gewichen ist, zu der Einsicht zu gelangen, daß der, von der Kritischen Schule so perhorreszierte, allgemeine Verblendungszusammenhang tatsächlich eine Gesellschaftsnotwendigkeit ist, daß wir dieser Form der Scheinproduktion bedürfen, um miteinander kommunizieren zu können. – Denn was aber würde wohl passieren, wenn diese Glaubensgemeinschaft Risse bekommt und eine beträchtliche Anzahl von Gläubigen aus der *communitas* ausscheren möchte? Was passiert, wenn ich beispielsweise damit beginnen würde, einen Burckhardt statt eines Euro zirkulieren zu lassen... Mit dieser Kinderfrage ist nichts anderes als die Fallhöhe abgesteckt, mit der wir leben, wenn wir in einer modernen Gesellschaft leben. Denn die *Geldillusion*, dieser Prototyp des allgemeinen Verblendungszusammenhang, ist, als Luftgebilde, konstant absturzgefährdet – nur daß man, wie eine Comicfigur, erst abstürzen wird, wenn man einen Blick auf die eigenen Füße wirft.

Genau das, so denke ich, ist die historische Situation, in der wir uns befinden – wie unsere Comicgestalten werfen wir einen Blick auf die eigenen Füße und sehen, daß dort, wo ein Grund sein sollte (und unsere Vorgänge *Gründe* geltend gemacht haben), nichts ist, nur ein klaffende Tiefe. *Ich bin Ihr Flugbegleiter, gnädige Frau...* Auf jeden Fall erscheint mir die abstruse Logik des Zeichentricks sehr viel passender als jenes Pathos, mit dem Foucault seine *Ordnung der Dinge* enden läßt: Der Mensch ist tot – und sein Gesicht wird sich verlieren wie eine Spur im Sand. Denn der Mensch ist nicht auf heroische, sondern auf die gründlichste Art und Weise zu Tode gekommen, die man sich denken kann: Tod durch Lächerlichkeit, durch fortdauernde unfreiwillige Selbstironisierung. Was erklärt, daß die Rhetorik des Menschen noch immer kursiert, ja mehr noch, daß

sie, im Sinne eines zwar lächerlichen, aber kernlosen Ideals, noch immer eine beträchtliche Anziehungskraft ausübt. Dennoch wäre es irreführend, wollte man das Projekt des Menschen an seinem Prätendenten messen. Der tiefste Grund für den Untergang des Subjekts ist nicht die Torheit seiner Anhängerschaft als vielmehr die Tatsache, daß das *Projekt der Repräsentation* zu einem Ende gekommen ist. So besehen ist der Ausverkauf-Humanismus à la Benetton ein durchaus präziser Indikator, läßt sich ausbeuten doch nur, was bereits erledigt ist. Nicht der Mensch, sondern die tote Hülle des Menschen wird hier zu Markte getragen.

Wenn ich mich anschicke, Ihnen hier einen Totenschein auszustellen, liegt es durchaus nahe, daß Sie gern ein Datum und eine Todesart verzeichnet hätten. Leider muß ich Sie enttäuschen (und nicht nur deswegen, weil der *Mensch* vor allem eine symbolische Größe ist). Die Entkernung des Subjekts, seine allmähliche Verwandlung in einen lächerlichen Menschen, stellt einen schleichenden Prozess dar, eine chronische Krankheit, bei der Totsagen und Gesundbeten einander die Waage halten. Dennoch, nur der groben Orientierung wegen, will ich Ihnen ein paar Marksteine aufzeigen, die mir für den Niedergang des Menschen wesentlich scheinen. Die Anfänge gehen zurück in das 18. Jahrhundert, in die sich gleichermaßen elektrisierende wie sensibilisierende Massengesellschaft. Es beginnt mit einem Misstrauen gegenüber der Idee der Repräsentation. Dort, wo ehemals, den Gesetzen der Zentralperspektive gemäß, ein Stellvertreter für eine größere Menge agieren konnte, machen die Einzelnen ihrerseits Unmittelbarkeitsansprüche geltend. Bei Rousseau etwa ist die *Repräsentation* nachgerade eine diabolische Macht, die den einzelnen um seine Stimme, seine Freiheit und sein Entscheidungsvermögen betrügt. Am Ende des 18. Jahrhundert ist dieser Widerspruch zu einem großen Rumoren angewachsen – geht es

zunehmend darum, die Herrscher des Bildes, König und Königin, aus dem Bild zu verbannen. Es ist gewiss kein Zufall, daß der König der ersten seriellen Maschine zum Opfer fällt: der Guillotine. Nicht der König allein, auch der Henker fällt der Guillotine zum Opfer. Und indem Täter und Opfer unsichtbar werden, schwindet die Vorstellung der Tat. Unter dem Messer der Guillotine, begegnet man erstmals einem modernen Paradigma: der Tat ohne Täter, dem seriellen Subjekt, der Tatsache, daß der individuelle Tod in dem Maße unsichtbar wird, in dem sich die Todesart digitalisiert. – Dort, wo früher ein Subjekt thronte, herrscht nunmehr die abstrakte Souveränität: die Maschine. Nun – man muß diesen Satz nicht theoretisch, man kann ihn ebenso gut bildhaft nehmen. Wenn Sie sich die *camera obscura* der Repräsentation vorstellen, so werden Sie im Innern der Kammer stets einen Menschen, in unserem Falle den Versuchsleiter Brunelleschi sehen. Wo die Kamera sich mechanisiert, ist niemand mehr, nur ein leerer Raum. In der Tat ist das Projekt der Repräsentation mit diesem Augenblick philosophisch erledigt. Ist sie dem vorrevolutionären Rousseau noch ein ernstzunehmender, satisfaktionsfähiger Gegner, wird sie bei Schelling nurmehr als ästhetischer Abklatsch, als Pausetechnik aufgefasst. Das romantische Genie soll die Welt nicht reproduzieren, sondern, genialisch-genetisch, aus sich selbst heraus erzeugen. Sind diese Marksteine schon ein deutlicher Beleg für einen letalen Zustand, verstärkt durch die ästhetische Ablösung auch der Malerei von der Logik der Zentralperspektive, so erfolgt der finale Todesstoß in der Mathematik, also jener Disziplin, die - aller Semantik abhold - nur die reinen Formen gelten läßt. George Boole, der in der Mitte des 19. Jahrhunderts jene Denkmaschine entwirft, die unsere zeitgenössischen Computer antreibt, spricht ausdrücklich vom »Tod des Repräsentanten«. Der Repräsentant: das war in der Mathematik des 14. Jahrhundert, jene Größe, die Verhältnisse vom Typus $A:B = C:D$ (also das Prinzip einer Vierung) in ein drittes aufzulösen vermochte. (wobei Sie in dieser Form der

mathematischen Triangulation das Modell der Zentralperspektive wiedererkennen können).

Mit Boole aber erleben die Null und die Eins, die Königszahlen der Mathematik (wie Schröder sie genannt hat) eine neuerliche Revolution – denn nunmehr bezieht sich Algebra nicht mehr auf abstrakte Quantitäten, sondern schickt man sich an, mit Qualitäten, Äpfel und Birnen, einem multidimensionalen Raum zu rechnen. Aber wenn man aufhört, mit einem bestimmten Sachverhalt zu rechnen, bedeutet dies, daß er sich nicht mehr einstellen wird (oder daß man, wenn er sich gleichwohl entstellt, ihn nicht mehr zu entziffern vermag). Ich hoffe, Sie verzeihen mir diesen Parforceritt durch die Geistesgeschichte. Letztlich ist der Sachverhalt so einfach wie der Tod des Königs unter der Guillotine. Dort, wo ein Räderwerk stand, steht jetzt ein Computer. Und dort, wo die Macht die Sprache der Repräsentation buchstabiert, skandieren wir die Sprache der Simulation.

Nun dürfen wir bei alledem nicht vergessen, daß es sich beim Menschen (oder wie ich der Genauigkeit wegen sollte: beim *Repräsentanten*) um eine symbolische Größe, nicht aber um ein Wesen aus Fleisch und Blut handelt. Folglich ist sein Tod keine Tatsache, die über einen natürlichen Zerfallsprozess zur Evidenz gelingt, sondern nur über einen geistigen, schmerzhaften Verstehensprozeß (schmerzhaft deswegen, weil der Kultur das Einverständnis mit der eigenen Selbstenthauptung abverlangt wird). Insofern ist der *Tod des Symbols* keineswegs gleichbedeutend mit seinem Verschwinden, sondern geht - paradoxerweise - einher mit der Behauptung seiner nicht-enden-wollenden Vitalität. Folglich schickt man sich an, den Leichnam zu reanimieren und, medial aufgerüstet, zur Schau zu stellen. Diese Form der Selbstbehauptung fällt um so leichter, als die Subjektbilder, über die *longue durée*, eine gesellschaftsverbindliche, schein evidente Fertigkeit angenommen. Sie sind als Identitätssurrogate und uniformierte Subjekte

leichtfertig: ready made. Und weil sie so einfach und leichtfertig in Dienst genommen, also *simuliert* werden können, hat der Faschismus sie auf meisterhafte Weise in Szene setzen können: er simuliert die Macht der Repräsentation, so daß sie nun offen als Staatsreligion, als Ästhetik der Macht, in Erscheinung tritt. Dabei haben die Techniken, derer man sich dabei bedient, nichts mehr gemein mit der Logik der Zentralperspektive – sie sind vielmehr ein Vorschein auf das, was man später unter dem Rubrum der Simulationstechnik gefasst hat (Radiophonie, Television). – Gestatten Sie mir hier eine kleine Nebenbemerkung: Man könnte, über den Slogan des »Totalitarismus« zur Auffassung gelangen, daß der Nationalsozialismus der Inbegriff eines zentralperspektivischen Staates gewesen sei. Dies ist nicht wahr. Wenn Sie etwa Wolfgang Sofskys »Ordnung des Terrors« lesen, entdecken Sie, daß das nationalsozialistische Machtgefüge vielmehr mit dem zu tun hat, was man heutzutage »lean managment«, »Eigenverantwortlichkeit« nennt. Und gerade weil das Herz des nationalsozialistischen Unternehmens an jedem einzelnen Arbeitsplatz schlägt, also disloziert ist, vermag sich, unter dem Führerportrait, die kollektive Gesichtslosigkeit umso hemmungsloser austoben. – Im Faschismus hat das Bild des Einzelnen längst keine positive, verpflichtende Bedeutung mehr, sondern fungiert vor allem als Abwehrzauber, als Antidot gegen die Zumutung eines modernen, post-repräsentativen Subjektbegriffs. So besehen ist es alles andere als zufällig, daß die faschistische Batterie sich aus der historischen Katastrophe des Zeichenschreckens, der Volatilität des Geldes in den Zeit der Hyperinflation, gespeist hat. Der Faschismus ist Reanimationstechnik, Abwehrzauber, die Politik des Möchtegern. Was ehemals eine Verheißung war, schlägt um in die Perversion trotziger Selbstbehauptung. Aus diesem Grund kann der Möchtegern im Bild nicht zur Selbstbefriedigung finden: denn was er hier zu Gesicht bekäme, wäre die Fratze des Ressentiments. Folglich ist das einzige, was

dem Bild Aura verleiht, die massenhafte Reproduktion. Die andere Seite des Führerportraits ist die Gesichtslosigkeit (*Exkurs Hobbes, Frontispiz*). In diesem Sinn findet die Großaufnahme des Einzelnen ihren Widerpart in der Massenformation, der Geometrie der Körper (und in dem, was die Bilder nicht zeigen: der Gesichtslosigkeit des Massengrabs). Dies erklärt die Steifheit, die durch und durch nekrophile Anmutung der Massenarrangements, die man nur schwerlich *tableaux vivants*, sondern treffender *tableaux mouriants* nennen sollte.

So wie wir das 14. Jahrhundert in der Retrospektive als das Ende des Mittelalters, als Übergangs- und Krisenzeit auffassen, wird man das 20. Jahrhundert als das Jahrhundert der *Repräsentationskrise*, der Anomie, denken. Hier kommt einem Datum eine besondere Bedeutung zu, besonders deswegen, weil der *Tod der Repräsentation* zu einem massenkulturellen Ereignis wird, einem Ereignis, das keine Rückkehr zum *status quo ante* erlaubt: Es ist das Jahr 1968. Meinerseits würde ich sagen, daß das Jahr 1968, als Pop- und Massenereignis, wiederholt, was mit der Enthauptung des Königs gemeint war. Wenn es einen Feind gibt, so ist es die zentralperspektivische Ordnung, das repräsentative Herrschaftssystem. Nun möchte ich, um der Verführung oder auch der Zumutung zu entgehen, den Grafitti des Augenblicks eine tiefe Botschaft abringen zu wollen, Ihre Aufmerksamkeit auf jene revolutionären Umgestaltungen lenken, die allesamt auf das Jahr 1968 zurückgehen - aber überblendet worden sind von den fernsehtauglicheren Bildern junger, vitaler Straßenkämpfer. Denn die Revolution findet keineswegs nur auf der Straße, sondern auch im Innern des Systems selbst statt: sie ist systemimmanent. Also: 1968 ist das Jahr, da der Hirntod definiert und als Todesdatum ausgegeben (was Sie, da ich Sie schon mehrfach mit der Metaphorik der Guillotine konfrontiert habe, als eine Form der körperlichen Dekapitation auffassen können). Aber nicht nur die Medizin, also das Soma, erlebt im Jahr

1968 eine Revolution, auch das Sema, das Zeichen, das die Gesellschaften des Kapitalismus zusammenhält. Im Jahr 1968 kommt es zu einer französischen Attacke auf das Gold, aufgrund derer die monetäre Weltordnung, *nolens volens*, dem Gesetz des *free floating* überantwortet werden muß. Streng genommen ist dies eine Kapitulationserklärung des Nationalstaates, denn nun übernehmen die anonymen, ortlosen Geldmärkte die Herrschaft über das Kapital (abermals eine Dekapitation). – Bedeuten schon diese beiden Revolutionen eine tiefgreifende Veränderung des symbolischen Körpers, so artikuliert sich in der dritten Spaltung das tiefste Schisma der Gegenwart: nämlich daß die Welt der Dinge und die Welt der Zeichen nun gänzlich auseinandertreten (oder wie es im Falle des Geldzeichens heißt: daß man ins *free floating* übergeht). Der Anlass mag nicht sonderlich weltbewegend klingen, die Konsequenzen sind es allemal: es ist der Prozess gegen die Firma IBM. Hintergrund dieses Prozesses war der Versuch der Computerherstellers, die Software, die auf den IMB-Computern lief (aber ebenso gut auf den sehr viel billiger hergestellten Rechner-Clons), für sich zu behalten. Das Interesse war eindeutig, der Versuch der Firma, die Stellung als Monopolist, als zentralperspektivische, monolithische Ordnungsmaschine aufrechtzuerhalten. Dieses Bastion freilich wurde geschleift, und so war das Resultat des Prozesses (der im übrigen eingestellt wurde), daß sich ein freier Softwarehandel entwickeln konnte. Software aber, anders als die natürlichen Ressourcen, kennt keine materielle Knappheit mehr. Ihr Gesetz ist, was Boole schon im 19. Jhdt. formulierte: $x = x^n$. Die Todesformel der Repräsentation.

Nun - ich denke, die Konsequenzen all dieser Revolutionen sind ihnen wohlbekannt, denn sie sind nichts anderes als das, was unsere Wirklichkeit antreibt. Wollte man versuchen, dieses Quadrivium an Revolutionen, die den Raum des Gesellschaftlichen durchziehen, vom Körper zum Geld, von der

politischen Theorie bis zur Organisationsform, auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, lassen sich zwei Punkte festhalten: einmal (dies wäre die vergangenheitszugewandte Seite) hat man es mit einer Annihilierung der Repräsentation zu tun. Diese Annihilierung greift sehr viel tiefer als eine bloß rhetorische Attacke dies je vermöchte: sie greift die zentralperspektivischen Körper in ihrer Konstitution an. Keine Regierung dieser Welt wird an den entfesselten Geldmärkten vorübergehen können, keine Organisationsform dieser Welt wird sich als Monolith behaupten, kein Subjekt wird sich als unversehrt und einmalig denken können.

Kommen wir zu dem zweiten gemeinsamen Nenner, das, was die zukunfts-zugewandten Seite der Revolution ausmacht. Hier fällt die Beschreibung um einiges schwieriger. – Lassen Sie mich gleichwohl einen Versuch unternehmen. Kennzeichen des Wandels ist, daß das, was ehemals qua *ordre de Mufti* geregelt wurde, nunmehr vom Markt besorgt wird. Wer aber ist dieser Markt? Der Versuch, hier eine Art Subjekt, also eine Art Internationale aller Konsumenten, anzusetzen, scheint mir absurd. Dennoch wäre es aus wäre es absurd, leugnen, daß das Diktum dieser Internationalen Gesetzescharakter ist. – Nun, die Lösung besteht wohl darin, daß man sich vom Selbstbild des Individuums abwendet – und sich auf die Botschaft konzentriert, die ausgesendet wird. Lautete die politische Forderung der Repräsentation, *one man one vote*, so ist der Slogan der Simulation: *Mein Bauch gehört mir!*. Etwas feiner könnte man auch von *Libido-Ökonomie* sprechen. Wenn Sie diesen Begriff auf das entdinglichte Kapital beziehen, leuchtet dies unmittelbar ein - ebenso wie sie den Begriff mit der sogenannten sexuellen Revolution, also dem eigentlichen Anliegen der 68er, in Einklang bringen können. Auch die dritte Instanz, die frei flottierende Software, läßt sich, als Wunschmaschine, mit diesem Terminus in Übereinstimmung bringen.. - Etwas schwieriger (denn hier betreten wir finstere Gelände) mag es sein, die

Hirntoddefinition mit einer Freisetzung der Libido-Ökonomie in Einklang zu bringen. Allerdings - die Betonung des Zerebralen als der einzig vitalen Instanz - weist schon die Richtung, jene Richtung, die die Studenten wiesen, als sie skandierten: *L'imagination au pouvoir*. Was mit dieser Definition passiert, ist nichts anderes als eine Modularisierung des Körpers bei gleichzeitiger Ästhetisierung. Wenn der Körper zum Ersatzteillager, zum Appendix meines Genießens, umgeformt wird, wird er zu einer Ganzkörperprothese - deren einziger Sinn in der Befriedigung der zerebralen Funktion, des Phantasmas, besteht. Ist diese nicht mehr gegeben, verfällt der Körper dem Kollektiv, wird er der Zirkulationssphäre des Kollektivs überantwortet. (Vielleicht gestatten Sie mir hier eine kleine Seitenbemerkung. Bei der Lektüre der 68er Sponti-Dokumente bin ich auf eine etwas merkwürdige Forderung gestoßen, die mir – in einem politischen Sinne – gleichwohl interessant erscheint: da geht es um die Forderung nach sexueller Autonomie – mit wem, wann wo, wie, soll allein der betreffenden Person obliegen –, allerdings soll das, was in diesem Bauch heranwächst, das Kind, eine Sache der Gesellschaft, also Kollektiveigentum sein.

Nun will ich gerne gestehen, daß Sie, wenn Sie sich mit den Selbstaussagen dieser Zeit beschäftigen, wohl kaum jenen Gedanken und Deutungen begegnen, die ich Ihnen hier vorstelle. Im Grunde ist dies nicht allzu verwunderlich. Wenn ich vorhin gesagt habe, daß ein Symbol nicht stirbt, sondern jederzeit reaktiviert und reanimiert werden kann, habe ich, der Logik meines Gedankens zuliebe, gleich maßlos untertrieben. Tatsächlich läuft die Dialektik noch ein bisschen abgründiger. Denn in der Regel ist der Tod des Symbols die *Voraussetzung* dafür, daß es ästhetisch genossen werden kann. Erst wenn der König als Pflichtnummer abgegolten ist, vermag man sich wahrhaft königlich aufzuführen. Erst wenn die Gefahr gebannt ist, daß die Insurrektion mit dem eigenen Kopf bezahlt werden,

entfaltet sich die Ästhetik der Revolution, kann sich jeder Depp als Revolutionär gerieren. Das tote Symbol verlangt kein Opfer mehr, ein jeder kann sich nach Belieben bedienen. An dieser Stelle begegnen wir der Physiognomie dessen, was ich Libido-Ökonomie genannt habe. Der Einfachheit halber möchte ich diesen Kandidaten den »Möchtegern« nennen. Geht es dem Möchtegern vor allem darum, sich der Fesseln zu entledigen, so ist er, kulturell gesehen, keineswegs so fortschrittlich, wie er sich selbst denkt. Die vollzogene Dekapitation des Establishments bedeutet keineswegs, daß man sich nun den Zumutungen der Gegenwart zuwendet - im Gegenteil. Wieviel einfacher ist es doch, sich aus dem Fundus zu bedienen! Und so beginnt die Zeit der Möchtegernmaler, die in einer Möchtegerngalerie ihrem Phantasma, dem Möchtegern huldigen. Es beginnt die Zeit des Pop, des *anything goes*.

Allerdings begegnen wir hier, gerade in dem Maße, in dem all diese Rollen gesellschaftsfähig werden, jenem unausweichlichen Entkernungs-Dilemma. Denn den Identitäts-Kostümen, die man sich überziehen kann (wie man ein bedrucktes T-Shirt überzieht), ermangelt es an Substanz in genau dem Maße, in dem sie den Narzissmus bedienen. Sie sind so fadenscheinig, wie die Politische Theologie des Nationalsozialismus fadenscheinig war. Hier kommen jene medialen Aggregate ins Spiel, die unsere Gesellschaft kennzeichnen. Denn nur sie vermögen das, was an Substanz fehlt, mit Masse anzureichern. Wenn ich schon selbst nicht an das eigene Bild glauben mag, so erlaubt mir das Feedback des Publikums, meinem *Image* eine Realität, also eine Art Substanzwert zuzuweisen. Nicht mehr das Bild selbst, sondern die massenhafte Konsumtion, weist Bedeutung zu. Streng genommen hat man es hier mit einer faschistischen Strategie zu tun (*fascies*, wie Sie wissen, ist ja das Bündel, das Netzwerk). Der Übertragungszusammenhang der sogenannten Mediendemokratie, auch wenn man es eine durchaus gutartige

Spielart darstellt, krankt an ebendem Dilemma, das auch den Möchtegernbaumeister Hitler kennzeichnete. Hier wie dort wirkt die Masse als Verstärker und Bedeutungssurrogat, deren Funktion allein darin besteht, das Ende des Bildes nicht zur Kenntnis nehmen zu müssen.

Freilich: der Verstärker funktioniert nicht mehr so, wie man dies aus den Anfangstagen gewohnt ist. In gut einer Generation von Fernsehkonsumenten haben sich die klassischen Rollen aufgebraucht, ist das, was der Fundus der Repräsentation uns an Erzählformen hat bieten können, sozusagen zu Tode gefilmt worden. Die missbräuchliche Verwendung des Mediums, seine Indienstnahme als repräsentative Maschine, hat sich erschöpft - oder ist, in invertierter Form, ins Negativ umgeschlagen: fungieren sie doch zunehmend als die Instanz, welche die Gesetze der Repräsentation demontiert, dem Politiker den Schleier herunterreißt usf. Andererseits: Mögen wir auf den Bildschirmen noch immer den Gesetzen der Repräsentation huldigen, so folgen unsere Verstärker-Maschinen (ebenso wie das frei flottierende Weltkapital) längst neuen Gesetzmäßigkeiten: dem, was ich das *Gesetz der Simulation* nennen möchte. Hier kommt es zu einer merkwürdigen Schizologik: subkutan bildet sich aus, was nicht an die Oberfläche treten soll. Insofern ist der Begriff des Bildschirms nicht ganz unpassend - schirmt er uns doch weitgehend von jener Realität ab, die unserer Imago nicht entspricht.

Nichts schwieriger als die Preisgabe eines Symbols, nichts erstaunlicher als die Inbrünstigkeit, mit der man todgeweihten Gedankenfiguren anhängt. Dabei kommt es zu erstaunlichen Mischformen, Hybridbildungen. Mag das *Projekt des Menschen* an Glaubwürdigkeit und Unterhaltungswert eingebüßt haben, so ist doch jene Sphäre, die den Untergang und die Schändung des Symbols beklagt, noch immer ein lohnendes *commercium*. Der Mensch, wenn Sie so wollen, soll sich gleichsam

an seiner Schändung errichten. - Nun ist dies, den Gesetzen der Libidoökonomie zufolge, keine moralische, sondern vor allem eine ökonomische Frage. Folglich ist es keineswegs verwunderlich, daß sich ein Markt der Geschändeten und Missbrauchten entwickelt - und darüber hinaus eine Taxonomie der Schändung, die ich, in Persiflage einer Marxschen Gedankenfigur, den Missbrauchswert nennen möchte. Ein besonderes bizarres Specimen dieses Verkäufers haben Sie ja sozusagen vor der Haustür gehabt: Dössinger/Wilkomirski, das Möchtegern-Opfer. - Nun ist, wie im Falle des Brunelleschi-Menschenversuchs, eine solche Figur nicht von individualpsychologischem, sondern von Gesellschafts-Interesse. Zu fragen wäre also nicht danach, was sich Wilkomirski dabei gedacht hat, sondern was wir uns dachten, als wir uns Wilkomirski zum Stellvertreter unserer Schändung erwählten. Die Diagnose ist sehr simpel: Wir, die wir nicht wahrhaben wollen, daß der Mensch tot ist, suchen nach dem Überlebenden der Katastrophe, demjenigen, der uns versichert, daß der Mensch ins uns überlebt. Umso peinlicher: daß auch dies nur eine Fiktion ist, daß das Menschenprojekt in die blanke Projektion abgerutscht ist. – Vor dem Prospekt der Libido-Ökonomie erscheint mir das Wilkomirski-Projekt überaus interessant. Wie Sie vielleicht wissen, ist es ja zu einem Verfahren gegen Bruno Dössinger gekommen. Aber was hätte man ihm eigentlich vorwerfen können? Daß er sich als Plagiator betätigt habe? Hat man versucht, aber vergeblich. Nein, der wesentliche Anklagepunkt, der Dössinger/Wilkomirski vorgehalten wurde, lautete auf *unlauteren Wettbewerb*. Wie können wir dies verstehen? Wenn wir die Juristenschweizerisch zurückübersetzen besagt dies nichts anderes, daß Dössinger (und mit ihm der Suhrkamp-Verlag) sich auf dem Markt der KZ-Überlebenden die *Simulation* einer Kindheit, die es so nicht gegeben hatten, einen Missbrauchswert erschlichen und sich einen ungebührlichen Vorteil verschafft hätten. Aber wo? Auf dem Marktplatz der Missbrauchten und Geschändeten, der Namenlosen...

Was ist das Begehren, das wir mit der Wilkomirski-Lektüre befriedigen? Zweifellos geht es hier um einen *identifikatorischen* Vorgang. Wir alle, das ist die Botschaft des Wilkomirski-Projekts, scheinen uns als *virtuelle Opfer* zu fühlen. Mag sein, daß Ihnen ein solch pauschale Behauptung verwegen vorkommt, allerdings ist höchst bemerkenswert, welche Sphären diese Form der Opferrhetorik bereits erfasst hat. Wenn etwa ein Großmanager auf dem Davoser Wirtschaftsgipfel behaupten kann, daß ein jedermann Opfer von Raum und Zeit sei, so muß man wohl feststellen, daß, wenn schon die Führungskräfte der Industrienationen sich auf den Opferstatus einstimmen, es niemanden mehr zu geben scheint, der nicht Opfer ist. Fragt man, wie die Psychoanalyse dies stets getan hat, nach dem *cui bono* dieser Losung, so lautet die Antwort: wenn wir behaupten, Opfer zu sein, so deswegen, weil wir an unserem Subjektbegriff, genauer: an unserer Subjektillusion festhalten wollen. Individualpsychologisch könnte man von einer *Identitätskrise* sprechen, meinerseits - auch um dem Charakter dieser Verschiebung gerecht zu werden - würde ich von einer kulturellen Bruchlinie sprechen.

Tatsächlich ist die Subjektproblematik nur ein Symptom einer tiefer liegenden Umgestaltung unseres Geisteskontinents. Um nochmals eine historische Linie zu bemühen. Ich sehe die heutige Gesellschaft exakt an jener Bruchlinie des ausgehenden Mittelalters - das zwar über die Werkzeuge der Repräsentation, mechanische Uhren, Wucherzins udgl., verfügte, es aber nicht vermochte, diese Wirklichkeit mit dem Selbstbild in Einklang zu bringen. - (Wenn Sie sich selbst davon überzeugen wollen: lesen Sie, was die Scholasten zur Theorie des Geldes geschrieben haben. Sie werden gelehrte Abhandlungen über den *gerechten Preis* finden (wishful thinking - das was unsere heutigen Ethikkommissionen betreiben), aber nichts, was den tatsächlich wirksamen Triebkräften dieser Zeit entsprach. In der Tat ist es unendlich schwer, einer ganze Gesellschaft ein neues

Schriftsystem zu verschreiben - umsomehr, als die Fundamente des Denkens ihrerseits in Dunkelheit ruhen.

Die Frage wäre: wie könnte ein Remake des Brunelleschi Versuch heute aussehen? Zunächst einmal müssten wir uns, wie Brunelleschi, uns ein Opfer aussuchen. So wie der Dicke der fleischgewordene Substanzbegriff, also ein Relikt des mittelalterlichen Geisteskontinents ist, wäre es sinnvoll, daß wir uns jemanden auswählten, dessen *image* unversehrt ist, einen der *happy few*, die auf unseren Bildschirmen kursieren. Einigen wir zur Abwechslung einmal auf einen Dünnen, vom Schlage eines Thomas Gottschalk beispielsweise, heiter, haribokauend, das ewige Kind. Nehmen wir des weiteren an, daß wir uns in den Besitz seines Internet-Zugangs gebracht hätten. Nun wäre im Grunde nicht viel zu tun. Wir würden uns unter falscher Flagge in verschiedenen Mailinglists einloggen, wobei es darum geht, eine bestimmte, virtuell Eigenschaft ein bisschen auszubauen. Infam, wie es sich für einen solchen Menschenversuch gehört, behaupten wir einmal, daß unser Dünnere der sonderbaren Gesellschaft der Koprophilen angehört, also der Scheißefresser – und so würden wir ihm unter der Hand eine solche Parallelexistenz andichten, würden seinen Kopf dorthin montieren, wo ein anderer Koprophiler ihrem trüben Geschäft nachgeht, würden diese Photos und Videos ins Netz stellen... Dazu, sozusagen als letzten Würze, würden wir ihm finanzielle Unregelmäßigkeiten andichten, Duschstechereien etc. Nun wäre im Grunde nicht mehr viel zu tun. Wir würden einer flüchtig bekannten, karrierehungrigen Journalistin einen kleinen Hinweis stecken (und, zur Sicherheit, auch einen Konkurrenten mit dieser Information munitionieren). Irgendwann, nachdem sie die Spur gewittert und aufgenommen hätten, würden wir einem der beiden die Adresse im Web zukommen lassen, wo sie das Skandalen mit eigenen Augen besichtigen können – und dann müssten wir die Angeleinheit eigentlich nur

dem Appetit des Publikums überlassen, dieser besonderen Spielart der Koprophilie, die ihnen als *yellow press* bekannt ist.

Nun – ich denke, diese Art Menschenversuch ist keineswegs allzu weit hergeholt. Tatsächlich bedarf es nur eines Ganges zum nächsten Kiosk, um sich davon ein Bild zu machen. Was aber wäre die Lektion, die wir unserem *Dünnen* beibringen wollen? Vielleicht, daß nicht er derjenige ist, der für sein *image* verantwortlich ist, sondern allein der Kontext, das Rückkoppelungssystem, in dem sein *image* kursiert. Oder etwas hemdsärmeliger gesagt: Wenn Du glaubst, daß Du für Dein Image verantwortlich bist, so irrst du dich. Tatsächlich gibt es dich gar nicht, Du bist nur ein Rückkopplungsphänomen, eine Portparole, eine Erfindung deines Publikums. Und allein um dir zu zeigen, wie flüchtig die Subjektkonstruktion ist, haben wir dein makellooses Bild mit einem kleinen Fleck versehen... mit dem Erfolg, daß all das, was dich ausgezeichnet hat, nun zu deinem Nachteil ausschlagen wird (*Wer Bleistift und Mösen leckt, dem schmeckt auch Haribo-Konfekt*). Damit aber ist unsere Lektion identisch mit jener Lektion, die Alfred Hitchcock einmal seinem Lieblingsschauspieler James Stewart vorgeführt hat. Um ihm klarzumachen, daß die innere Stimmung des Schauspielers keineswegs ungefiltert nach außen tritt, hat er die Großaufnahme des lächelnden Stewart mit einem lächelnden Kind, ein andermal mit dem Bild einer Frau mit überkurzem Rock zusammengeschnitten hat – womit ein- und dasselbe Lächeln eine unterschiedliche Bedeutung ausstrahlte, einmal innig-sympathetisch, das andere Mal lüstern.

Nun, Sie erinnern sich, daß es mir nicht so sehr um diesen Teil der Subjekt-Zuschreibung, als vielmehr um die Schrift gegangen ist. In der Tat, denke ich, daß hier der eigentliche Wandel liegt: daß wir nicht mehr den Code der

Repräsentation, als vielmehr den Code der *Simulation* skandieren. Was aber bedeutet das? Wurde im zentralperspektivischen Setting etwas zum Objekt dadurch, daß der Maler es sich gegenübergestellt hat, also einen Standpunkt eingenommen, den Rahmen und den Fluchtpunkt fixiert hat, so besteht der zeitgenössische Objektivierungsakt darin, daß ich das betreffende Objekt *digitalisiere*. Nun kann Digitalisierung - was von mir auch so beabsichtigt war - vieles heißen. Die Spannweite umfasst die digitale Dekonstruktion (also das, was man gemeinhin Analog-Digital-Wandlung nennt), den Eintritt in einen digital überwachten Raum - oder den Zwang, sich in einem solchen über einen Zugangscode auszuweisen. Aber ebenso gut kann dieser Prozess auch ohne den Einsatz technischer Mittel, im rein metaphorischen Sinne vollzogen werden. So reicht es vollauf, daß mich jemand behandelt, als *wäre* ich ein digitales Objekt, um mich zu einem solchen zu machen. Tatsächlich sind all diese Digitalisierungsakte Teil meiner Konspiration gewesen: das Hacken seines Zugangscode, die erschlichene Identität, das montierte Photographie – und zuguterletzt die moralische Digitalisierung: daß ich meinen Dünken so behandelt habe als er identisch mit seinem *image*, eine *öffentliche* Person, ein Zeichen).

Hat man sich einmal auf die Gültigkeit dieser Logik verständigt, so ist es nur folgerichtig, den *Subjektbegriff* an die Kontrolle dieses Digitalisierungsprozesses zu hängen. Allerdings stoßen wir hier auf eine Merkwürdigkeit, denn wir müssen ein neues Specimen einbeziehen: das maschinelle Subjekt. Wenn eine Überwachungskamera, ein Sensor (irgendeine Form geronnener Intelligenz) einen Raum überwacht - und auf ein bestimmtes Verhalten hin mit Konsequenzen antwortet, ist es nur logisch, auch hier den Subjekt-Begriff anzuwenden. Sie könnten mir darauf entgegen, daß die Maschine nichts anderes sei als die ausgelagerte Intelligenz ihres Programmierers - und Sie hätten recht, zweifelsohne. Dennoch

würde ich bei meiner Formulierung des maschinellen Subjekts bleiben wollen, einfach deswegen, weil die Maschine (die Guillotine) es erlaubt, daß eine Entscheidung (für die niemand persönlich Verantwortung tragen möchte) delegiert werden kann. Es geschieht, nur daß es niemand gewesen ist. Wenn Sie meine Versuchsbeschreibung darauf befragen, werden Sie diese Logik leicht wiederentdecken: es ist der Augenblick, da ich das journalistische System munitioniert habe, ohne selbst in Erscheinung zu treten. Unzweifelhaft war dies eine moralisch höchst verwerfliche Geste, nur fürchte ich, daß ein Großteil der zeitgenössischen Kommunikation aus solchen Gesten besteht, daß wir fortwährend Dinge einspeisen, ohne für unsere Einspeisungsakte Verantwortung zu übernehmen. Die Tat ohne Täter ist systemimmanent, ein Knopfdruck, nicht mehr. Nichts Persönliches. Und weil wir den Knopfdruck nicht mehr persönlich nehmen, ist er zu einer ideologischen Größe mutiert, sprechen wir von den Zwängen des Marktes oder *Globalisierung*, als seien diese Kräfte etwas anderes als wir selbst. Vielleicht liegt hier die größte Herausforderung. Denn wir haben es zunehmend mit Größen und Kräften zu tun, die nicht mehr mit diesem oder jenem Menschen identisch sind, ja, nicht einmal mehr eine menschliche Form haben. Zwischen die Menschen ist eine gleichermaßen phantastische wie phantasmatische Subjektivität getreten, ein kopfloser MegaSouverän, dessen annihilierende, anti-humanistische Kraft darin besteht, daß er als autonome, abstrakte Rationalität gedacht wird. Diese Kraft macht dem Menschen den Prozess, einfach deswegen, weil er Mensch ist, also: begrenzt. Endlich.

Ich fürchte, daß diese annihilierende Macht solange an der Macht bleiben wird, als man sie als das Andere auffasst und nicht als ein persönliches Anliegen. Und doch ginge es darum, daß ich lerne, mit der *Flüchtigkeit der Zeichen* zu leben – damit ich sie nicht als Fluch und als *globale Verschwörung*, sondern als Fluggefahr und persönliches Anliegen begreifen kann. Mag sein, daß dies eine

Zumutung ist, denn der Preis dafür besteht in nichts Geringerem als in der Preisgabe der Vergangenheit, im Verbot, sich auf die Gesetze der Repräsentation zu berufen. Andererseits ist es etwas Wunderbares und Erregendes, eine Welt, die noch ganz weiß und unbeschrieben ist. Weswegen ich meinen Titel nicht als Frivolität, sondern in Wahrheit als Einladung lesen möchte: *Ich bin Ihr Flugbegleiter, gnädige Frau!*